

Werner Keller

Lew Kopelew – der Schriftsteller und Wissenschaftler, der Freund der Menschen und Verfechter ihrer Grundrechte

„Was ich besitze, seh ich wie im Weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“
(„Zueignung“ zu Goethes *Faust*)

Unsere Erwartung war anders als sonst – freudig, doch nicht frei von Erregung und leiser Furcht: Wird man im Kreml das gegebene Wort halten und nach einem Jahr die Rückkehr in die russische Heimat erlauben? Als Gast Heinrich Bölls kam Lew Kopelew im November 1980 nach Deutschland. In der Bonner Wohnung des Slawisten Wolfgang Kasack konnte ich mich ihm wenige Tage später vorstellen: Er war groß, von beeindruckender Physiognomie – nicht nur durch den Prophetenbart –, allerdings fast bleich und in der ersten halben Stunde still und in sich gekehrt. Die vielfältigen Anspannungen der vergangenen Tage waren spürbar. Meine Vortragseinladung für den Januar belebte ihn, die Absicht einer Ehrenpromotion zu Beginn des Sommersemesters rief die Einwände einer lebenswerten Selbstbescheidung hervor. Meine Charakterisierung seiner in deutscher Sprache erschienenen Aufsätze nahm er dankbar hin, doch die Bemerkung, dass wir vornehmlich Marion Gräfin Dönhoff unser Wissen und unsere Aufmerksamkeit für Andrej Sacharow und die „Dissidenten“ verdankten, verlebendigte sein Antlitz, meine große Achtung für Heinrich Bölls Erzählungen und deren erzieherische Wirkung im Nachkriegsdeutschland löste ihm die Zunge. Herr Kopelew reichte mir die Hand, als ich sagte, dass wir die Bedingungen für seine Rückkehr nach Moskau ernst, sehr ernst nähmen und uns auch die bloße Anspielung auf die nachstalinistische Wirklichkeit untersagten. Seine Ehrenpromotion, schon vor langen Monaten *in absentia* vorzunehmen geplant, solle bewusst seinem persönlichen Schutz in der Sowjetunion dienen, denn jeder wisse, wovor sich Diktaturen insgeheim fürchteten... Der derzeitige Dekan, Professor Binding, sei *eines* Sinnes mit Herrn Kasack und mir.

Damit war der Anfang, delikat wie immer, geleistet. Da Herr und Frau Kopelew kurze Zeit später in der Neuenhöfer Allee in Köln ihre Wohnung bezogen, wiederholten sich oft die Begegnungen. Unter Breshnjews Wortbruch, der Ausbürgerung vom 22. Januar 1981, litt trotz aller Selbstbeherrschung und Tapferkeit Frau Raissa Orlowa besonders schwer: War ein Wiedersehen mit den Töchtern, mit Verwandten und Freunden in der Heimat jemals zu erhoffen?

Der erste öffentliche Auftritt in der Herderschen Buchhandlung – auf Einladung des liebenswürdig-engagierten Herrn Hemmes – lebt noch heute in der Erinnerung wie auch die erste „Begehung“ eines westdeutschen Hörsaals im

Januar 1981. Die vielen Anwesenden hörten gebannt die in bewundernswertem Deutsch gehaltenen beiden Vorträge – mit eingestreuten Lesungen. Gleichsam über Nacht gewann Lew Kopelew Herz und Verstand vieler Deutscher, auch wenn sie bisher wenig von ihm wussten. Sein Weg als Anhänger und dann als Gefangener einer Ideologie legitimierte den Appellcharakter vieler Sätze. Die gelebte Menschlichkeit des vormaligen Kommunisten, mit der er der Bevölkerung auf feindlichem Boden, in Ostpreußen, begegnet war, tat ihre Wirkung. Die deutschen Hörer waren dankbar dafür, ihre Verehrung äußern zu können. Meine Charakteristiken seiner Person, zur Einführung mit knappen Worten skizziert, werteten die „Feindesliebe“ als ergreifendste Form menschlicher Barmherzigkeit, die „Friedensliebe“ als notwendige Voraussetzung, um über den „Eisernen Vorhang“ hinweg die notwendige Verständigung einzuleiten, – als „Pfeiler“ für die spätere „Brücke der Versöhnung“. Lew Kopelews Metaphorik eignete sich zur raschen Einstimmung; ihr folgte bald der kluge Begriff der „Volksdiplomatie“, der die damaligen „Volks(!)demokratien“ verwirren musste, den Kölnern, den Westdeutschen aber ungenutzte Möglichkeiten und neue Aufgaben bewusstmachte.

Der Doctor honoris causa...: Der 15. Mai 1981 war ein bedeutsamer Tag in der Geschichte der Universität Köln: Lew Kopelew empfing die Würde eines Ehrendoktors der Philosophischen Fakultät. Als er den überfüllten Hörsaal B betrat, erhoben sich die etwa 800 Anwesenden – darunter sehr viele Kollegen – und spendeten einen bis dahin ungehörten Beifall. Der Gast sprach über den anwesenden Heinrich Böll und über dessen „Wahlverwandtschaft“ mit Dostojewskij, über die „Einheit der sittlichen und ästhetischen Dimension“ in beider Werk und über den Beitrag, den Heinrich Böll nach Hitlers Vernichtungskrieg für die Aussöhnung mit vielen russischen Lesern geleistet hatte. Wolfgang Kasack rühmte Lews und Rajas Anstrengung, die Exilierung auf ganz eigene Weise zu beantworten: durch die Bereitschaft, ihr Schicksal – „wie schwer es auch ist“ – anzunehmen, in ihm eine Aufgabe zu erkennen und das wechselseitige Verständnis unserer Völker mit Entschiedenheit zu fördern. Gerhard Lange las Gedichte Johannes Bobrowskis, Dieter Gutknecht und das Collegium musicum vocale stimmten ukrainische Volkslieder an, die Lew Kopelew unter Tränen mitsang, wie Frau Raja auf einem Zettel notierte. Das Keramion-Quartett, das den Festakt mit Beethoven begonnen hatte, schloss mit Haydn Lew Kopelews „Einbürgerung“ in die Kölner Civitas academica ab. Da die Statuten unserer Fakultät eine Ehrenpromotion lediglich für außergewöhnliche Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiet erlauben, musste sich meine Laudatio auf die germanistischen Veröffentlichungen des Ehrendoktors konzentrieren. Im Schlusspassus allerdings nahm ich mir die Freiheit, das Eigene, Eigentümliche des Geehrten anzusprechen:¹

¹ Mein Beitrag erbittet die Nachsicht des Lesers, denn er liefert bewusst und gewollt ein *Mixtum compositum*: Um die Zeit mit Lew Kopelew von 1981 an gegenwartsnah wieder aufleben zu lassen, werden damals veröffentlichte Texte in schmalen Zitaten aus der Vergessen-

Verdient der Literaturwissenschaftler unseren Respekt, - unsere Verehrung gehört dem Manne, der ein Stück erlebter und erduldeter Zeitgeschichte verkörpert. Wie eindrucksvoll das wissenschaftliche Œuvre auch ist, so enthält es doch das Wesentliche dieses Lebens nur partiell. Daher sind wir auch hierhergekommen, den *Menschen* Lew Kopelew zu ehren und ihm für das zu danken, was er für die Wahrheit getan und für die Menschlichkeit erlitten hat – aus „Mitleid für den Feind“, der zu selten Mitleid kannte. Da sich Dankbarkeit in Worten nicht ausdrücken, da sich das Substantielle dieses Lebens, in vier Erinnerungsbüchern gesammelt, in kargen Sätzen nicht wiedergeben läßt, sei zur abschließenden Charakterisierung auf Sie, Herr Kopelew, gemünzt, was jemand am 11. September 1828 zu Eckermann in Erinnerung an seinen Freund Schiller äußerte: „... ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!“

Es waren zwei erfüllte Stunden, die noch Monate später in vielen Gesprächen ihren Nachhall fanden und bis heute in der Erinnerung nachleuchten, da diese Ehrenpromotion dem spröden Semesteralltag einen bisher ungekannten Glanz verlieh.

Lange Blicke – zurück...: Unsere Unterhaltungen während der ersten Monate kamen selten von Hitlers Krieg los und versuchten sich oft an Prognosen der bedrückenden Zustände im sowjetischen Imperium. Zwar kannte man viele Berichte zurückgekehrter Kriegsgefangener und die Bücher gläubiger Sozialisten, von bitteren Erfahrungen zum Abfall bewogen, doch Lew Kopelews Wiedergabe eigener Erfahrungen, die nicht in die autobiographischen Berichte eingegangen waren, erregte besonderes Interesse. Im August 1939, nach der Unterzeichnung des Nichtangriffspakts der Diktaturen, hatte der Germanist Kopelew außer einer Goebbels-Rede auch Kommentare der deutschen Presse für den russischen Geheimdienst zu übersetzen. Auf den Fluren des riesigen Gebäudes des NKWD begegnete ihm am Morgen nicht eine einzige Person. Das Essen nahm er in einem Speisesaal allein ein. Nach getaner Arbeit wurde ihm bedeutet, in einem engen Vorraum – in der Nähe des Ausgangs – stehenzubleiben. Das Warten zog sich hin. Totenstille. Schrecken überkam ihn, als sich plötzlich *hinter* ihm die vermeintlich türlose Wand öffnete und – Berija, der Chef der Geheimdienste, heraustrat und Detailfragen stellte.

heit zurückgeholt. Die kurze, doch wortgenaue Wiedergabe früherer Charakterisierungen – zu diversen Ehrungen und Einführungen, zu Geburtstagen und Nachworten – hat den Vorzug, dass An- und Einsichten von damals *authentisch* wiederkehren, während die heutige *Rückschau* aus der weiten temporalen Distanz zu Lew Kopelews Leben und Wirken abschließende Resümee ermöglicht, und zwar in differenzierender und zugleich generalisierender *Überschau*. Zudem wissen wir alle, dass ein und dieselbe Tatsache von verschiedenen Mitlebenden auch verschieden aufgenommen und verarbeitet wird, dass sich Fakten sogar in ein und demselben Gedächtnis unmerklich verändern, da sie dem Wandel der individuellen Vorstellungskraft ausgesetzt sind: Daher gewinnt das anfangs schriftlich Fixierte mit jedem Jahrzehnt an Verbindlichkeit.

Die Folgerung: Auch wenn einzuräumen ist, dass die Doppelperspektive meines Beitrags ihren Preis hat, da zwei Stilarten einander bedrängen – die objektivierte der veröffentlichten Charakterisierung und die subjektive der verstreuten Erinnerungspartikel – , so ist doch zugleich festzuhalten, dass die beabsichtigte ‚Doppelspiegelung‘ die Wirklichkeit eines gelebten Lebens vertieft und erweitert, indem sie das Gewesene zweifach reflektiert.

Schrecken und Leiden des Zweiten Weltkriegs waren im Gespräch so oft gegenwärtig wie Hitlers und Stalins Verbrechen am eigenen Volk. Die Hybris der Verführer und die Ohnmacht der befehlsgebundenen Offiziere wirkten sich schicksalhaft für ungezählte Soldaten aus. Bei Gelegenheit erwähnte ich, wie sehr sich mein ältester, in Russland gefallener Bruder während seines Urlaubs im Spätsommer 1942 über die Strategie der russischen Führung im Winterkrieg 1941/42 gewundert hatte: Die deutsche Abwehrfront sei so dünn postiert, dass es kaum begreiflich scheine, wie sie die russischen Angriffe Nacht für Nacht zurückweisen könne; oftmals stehe auf Hunderten von Metern nur ein einziges deutsches MG, doch die Russen griffen fünf und sechs Mal an derselben Stelle an, die es der Verteidigung erleichtere, ja ermögliche, sie abzuwehren. Lew gab aufgrund seiner Erfahrung, die er nach der Räumung Nowgorods gemacht hatte, die nötige Erklärung: Sein Regiment sollte, von Schneemassen und Sturmwind behindert, durch eine lange Schlucht eine langsam ansteigende Anhöhe erobern.

In vielen Wellen griffen wir stundenlang an, stürzten, den Feind aus Hitler-Deutschland vor uns und die Polit-Kommissare als Feinde hinter uns, über die eigenen Toten und mussten, wie Zielscheiben, sobald wir oben ankamen, wieder unter schweren Verlusten zurück. Und wer befahl den Angriff an diesem selbstmörderischen Frontabschnitt? Es war Stalin, der vom fernen Moskau aus Abend für Abend durch eben diese Schlucht den Angriff festlegte. Erst nach der Rückeroberung Stalingrads hatten russische Offiziere hier und da den Mut zu selbständigen Entschlüssen aufgrund eigener, ‚vor Ort‘ gewonnener Kenntnisse. Dies beschleunigte ungemein den Vormarsch seit der Sommeroffensive 1944.

Abendlang hing man der Weltpolitik nach und der Weltliteratur an, saß bei der „Einweihung“ des Domizils lachend auf dem Teppich im Flur – oft neben hochmögenden Herren der „Print-, Ton- und Bildmedien“ – und fabulierte über die Welträtsel. Man kam auf den Helsinki-Vertrag und die Nachrüstung zu sprechen und bewunderte nicht ohne Sorge Lews Courage, sich nach 1981 für Lech Walesas polnische Arbeiterbewegung, die Solidarność, zu engagieren und in einem „offenen“ Brief (in der *Welt* vom 8. Januar 1983) von zwei Offizieren des Moskauer KGB Rechenschaft für ihre Anklage gegen den Schriftsteller Georgij Wladimow zu fordern. Das große Russland beherrschte mit seinen übergroßen Problemen die Diskussionen, die sich aufhellten, seitdem Gorbatschow und Scharwadnase die Politik bestimmten.

Gespräche im kleinen Kreis bedachten oft Grundfragen, so dass sie im Gedächtnis blieben: Was ist das Russische an Russen? Wie wirkt sich der Glaube an „Mütterchen Russland“ aus? Welche gedichteten Figuren stehen für die vielberedete russische Seele? Die Armut, die Verlorenheit in der Weite des Raumes und die Leidensfähigkeit einfacher Menschen, in Erzählungen und Romanen russischer Autoren vielfach dargestellt, hatten in früher Jugend meine Teilnahme geweckt, die auch Hitlers Ideologie und Krieg nicht verringern oder verändern konnte. Die Frage jedenfalls war, ob die Duldsamkeit der russischen Menschen ungewollt und unwissentlich dem staatlichen Kollektivismus zuarbeitete, ob die gottergebene Frömmigkeit nicht die Herrschaft der Parteioberen begünstigte.

Wuppertal als Stätte des Wirkens und der weiten Wirkung...: Der Anfang im Exil war schwer, die Zeit jedoch für einen Neubeginn überaus günstig. Im Som-

mersemester 1981 unterrichtete Herr Kopelew in Göttingen. Im Herbst 1981 wurde er zum Honorarprofessor in Wuppertal ernannt. Da der dortige Kanzler Herrn Kopelew über die Jahre hinweg ungewöhnlich aufgeschlossen entgegenkam, entwickelte sich die Zusammenarbeit für alle Beteiligten zum Glücksfall. Das bloße materielle Überleben, in Moskau 1980 zum Problem geworden, verlor in Köln seine Bedrängnis. Für die Zukunft war gesorgt. Die Wuppertaler Professur verlangte allerdings ein doppeltes Engagement, da jahraus, jahrein die Gelder für das so kühne wie aufwendige Forschungsvorhaben „eingeworben“ werden mussten. Die Volkswagen-, später die Krupp- und die Thyssen-Stiftung sagten für die Anfangsjahre die Unterstützung des „Wuppertaler Projekts“ zu; andere Stifter, mit viel Mühe gesucht und gefunden, durch gute Vorarbeit überzeugt, kamen hinzu und erfüllten Lews in Moskau schon geäußerten Lebenstraum: die Darstellung des Bildes, das sich Russen und Deutsche über ein Millennium hinweg voneinander gemacht hatten. Seine Mitarbeiter „im innersten Kreis“ – und außerhalb – nahmen seine Ziele als die ihren wahr. Der „Chef“ lebte vor, wie sich über Feindbilder und Rachegefühle, über Vorurteile und Misstrauen hinweg Verständigung anbahnen und Versöhnung erhoffen lässt. Im Jahre 1982 gründete er die Fachgruppe, die als „Wuppertaler Projekt zur Erforschung der Geschichte deutsch-russischer Fremdenbilder“ vorbildliche Arbeit leistete. Der erste Band der *West-östlichen Spiegelungen*, der Russen und Russland aus deutscher Sicht – zwischen dem 9. und 17. Jahrhundert – behandelt, erschien 1985. Alle unter seiner Ägide veröffentlichten Bände berichten, mit welchen Urteilen und Vorurteilen unsere Völker einander im Lauf der Jahrhunderte begegneten. Die Untersuchungen sind dem gegenseitigen Verstehen gewidmet, das die Kenntnis der nationalen Eigenart und die Anerkennung etwaiger oder vermeintlicher Andersartigkeit voraussetzt. Die bleibende Aufgabe: Jeder Generation ist die Mühsal aufgetragen, Verständigung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk zu erstreben und dauerhaft zu verwirklichen.

Der Professor als „Bekannter“...: Die Leidenschaft für Literatur, für Dichtung bestimmte Lew Kopelews Alltag; wiederholt sagte er, dass dies eine genuin russische Passion sei. Vor mir erscheint das Bild aus Solschenizyns *Erstem Kreis der Hölle*: zwei Häftlinge – der Autor und Lew – in Gesprächen und Gesprächsduellen begriffen. Sie unterhalten sich nach zermürender Tagesfron, streiten über die Bedeutung einer Romangestalt, über die Funktion einer Dramenfigur... Und wo wurde da meditiert und reflektiert über Vergangenes, das nachdauert, und über Zukünftiges, das jetzt und hier vorbedacht sein will? Wo? In der Scharaschka, dem Gefängnis für Intellektuelle, im Engramm zwischen den zwei-stöckigen Eisenbetten – und alles so, als bedeutete Literatur die Welt, als säße man in einem Wiener Künstlercafé oder flanierte in der Wandelhalle des Zauberberg-Sanatoriums.

Lew Kopelew ging es nicht um eine bloße Gedichtanalyse, die den Feinstrich verlangt, wenn er über Heine schrieb, ihm war es selten um die subtile Formbeschreibung oder um nuancierte dichterische Metaphern zu tun, auch scherte ihn die abstrakte Begrifflichkeit hiesiger Wissenschaftler wenig, noch gab er sich

Mühe, die weitläufige Sekundärliteratur im Detail nachzuarbeiten. Auch im Hörsaal war er der erzählende Historiker, dessen Kenntnisse beeindruckten, der Gelesenes mit der Anschaulichkeit des Selbsterlebten wiedergab und weite *Überblicke* dem grübelnden *Tiefblick* vorzog. Der eine und andere hiesige Kollege bemängelte Lew Kopelews generalisierende Manier, da sie ans Vage streife, doch musste jeder einräumen, dass der literaturbeflissene Gast aus Russland mühelos seine Vergleiche zwischen zeitgenössischen Autoren diesseits und jenseits des „Eisernen Vorhangs“ zog und in zentralen Epochenthemen überraschende Verwandtschaften verschiedener Nationalliteraturen freilegte. Mein Eindruck als gelegentlicher Hörer über die Jahre hinweg: In seiner Vorlesung verlor das Ästhetische seine gefällige Unverbindlichkeit, denn die Extremerfahrungen des Vortragenden durchdrangen alles von ihm Vorgetragene, – seine Erlebnisweite legitimierte das Gesagte.

Drei Voraussetzungen seien für Lew Kopelews Dichtungsauffassung namhaft gemacht. Da ist zum einen die Überzeugung, dass die in der Sprache erstehende Welt der Dichtung nicht weniger wirklich ist als die sichtbare, greifbare um uns. Zum andern entstammt Lew Kopelews Nötigung zum Schreiben dem Wunsch, das Gelebte – sogar das Gelesene – zu bewahren, damit das Vergangene einen Teil seiner Gegenwärtigkeit behält. Schließlich war er davon überzeugt, dass die Phantasie durch die wechselseitige Vertiefung des Ethischen und Ästhetischen charakterbildende Kraft gewinnen und dadurch unser Verhältnis zur Wirklichkeit verändern kann. Trotz aller Verschiedenheit der politischen und gesellschaftlichen Systeme ging es ihm schon seit 1960 darum, die Aussöhnung zwischen russischen und deutschen Menschen zu beginnen.

Das verbindende, verbindliche Wort...: Ein bekenntnishafte Buch Lew Kopelews trägt den Titel: „Worte werden Brücken“. Dies war seine erste und letzte Absicht: über Grenzen hinweg durch Sprache, durch Dichtung, Verbindungen zu schaffen, die in Verbundenheit übergehen. Dem dienten seine Übersetzungen ostdeutscher wie westdeutscher Autoren schon in den frühen Jahren der deutschen Teilung. Brechts Dialog mit Majakowski beispielsweise demonstriert die Einheit der Kultur, die nationale Grenzen nicht anerkennen kann. Manche Rezensionen, wie die für Anna Seghers, konnten unbekannte Briefgespräche zwischen der Autorin und dem Rezensenten verwenden, die das Geschriebene zusätzlich legitimieren und Blicke in die Werkstatt eines Schriftstellers freigeben. Mit Respekt registrierten wir lange vor dem Fall der Mauer Lew Kopelews Freundschaft zu mehreren Autoren der damaligen DDR – besonders zu Erwin Strittmatter und Christa Wolf, die wir am 8. Juni 1990 in Köln begrüßen konnten. Die kühle Rationalität vieler Kritiker war bei Lew Kopelew immer durch die Wärme der Teilnahme gemildert – und, wenn es geboten war, durch seine Kühnheit, mit der er – ein heikles Exempel – Franz Kafkas literarische Einbürgerung hinter dem „Eisernen Vorhang“ mitbetrieb. In solchen Erinnerungen erreicht das Literarische die Bedeutung eines geschichtlichen Dokuments. Lew Kopelew erkannte an der Außen- und Innenerfahrung von Kafkas Figuren das Neue, das nichts mit vordergründiger Aktualität zu tun hat, sondern eine präzise Hellsicht für die fortan

drohenden Verunstaltungen des Lebens und der Menschen enthält – mit einer anonymen Bürokratie, die in ihrer angemäßen Allmacht die Ohnmacht des Individuums mitbedingt. Neben der methodischen Vielfalt beeindruckte bei Lew Kopelew die in der östlichen Germanistik seltene Befähigung zur Formanalyse, gleichviel, ob der sogenannte Bewusstseinsstrom bei Anna Seghers oder die Film- und Montagetechnik als Mittel der Zeitdarstellung erörtert werden. Der Germanist Lew Kopelew war natürlich auch ein passionierter Slawist. Viel gab es zu hören, manches schülerhaft nachzulesen; die russische Lyrik erarbeitete ich mir epochenweise. Das eigene Ungenügen war besonders fühlbar, wenn ich eingestehen musste, dass mir Puschkins Bedeutung verborgen blieb, da die Russisch-Kenntnisse fehlten.

Lew Kopelews Gedächtnis hielt anscheinend mühelos alles fest: Namen und Situationen, Themen und Probleme, Reden und Widerreden. Die drei autobiographischen Bände bezeugen dies. Seine Vorträge waren belehrend, am Detail weniger interessiert als am weiten Überblick; das Erlebte und Erlittene trat für das Dekor der Rede ein. Nicht der Scharfsinn leitete die Analyse, – der historische Rückblick galt der mentalen und zugleich ethischen Vorarbeit für eine konfliktgereinigte Zukunft.

Oft spielte Lew Kopelew auf Personen und Themen an, die in der russischen Literatur charakteristische Bedeutung gewannen. Wie können es die Begünstigten verantworten, dass Kranke vernachlässigt und Arme vergessen werden? Wie erklärt sich der Widerspruch, wonach Menschen in ihrem Glück die Welt umarmen und zugleich in den hintersten Winkel flüchten möchten? Dagegen die humane Forderung in Tschechows „Stachelbeeren“, sich *fremdem* Geschick nicht zu verschließen, Glück nur bewusst – „wissend“ – in der gedanklichen Mitverantwortung für die Ausgesperrten anzunehmen. Die Erzählung berichtet von Iwan Iwanytsch, der den „Glücklichen“ vorhält, dass ihnen das Gewissen für die Unglücklichen fehle, da diese die Last ihres Daseins *schweigend* tragen. Wie im Märchen wünscht der Tierarzt an die Tür jedes zufriedenen, sorgenfreien Besitzers ein Hämmerchen, dessen Klopfen an Unglückliche erinnern soll. Wer immer die Schläge vernimmt, wer seines Privilegs bewusst wird, sollte sich verpflichtet fühlen, „Gutes zu tun“. Mit psychologischem Feingefühl deutete Lew Kopelew die Erzählung um und gab eine differenzierte Begründung für die geheime Verbundenheit der Begünstigten und der Leidenden. Am Ende übertrugen die anwesenden Gäste die „Lehre“ der Fabel auf unsere Gegenwart: Die beste Erziehung sei – Entbehrung in der Jugend. Tage später las ich Zeile für Zeile Tschechows „Stachelbeeren“. Zum ersten Mal war ich von dem bewunderten Autor enttäuscht. Lew hatte ihn zarter und zugleich überzeugender wiedergegeben, als dies dem fiktiven Sozialrevolutionär von 1895 möglich war.

Dr. Haass – das wiederentdeckte Vorbild...: Botschafter- und Mittlerdienst in einem leistete Lew Kopelew mit seinem 1984 erschienenen Buch über den Moskauer Armenarzt Friedrich Joseph Haass (1780-1853) aus Münstereifel. Nach Hitlers Krieg und den Greueln jener Zeit war es ein so kühnes wie bewegendes Unterfangen, an einen Deutschen zu erinnern, der, damals weitbekannt, selbstlos

für die Barmherzigkeit in seiner russischen Wahlheimat gearbeitet hatte. Dass die Biographie „aus einer inneren Notwendigkeit“ entstand, deren voller Sinn dem Verfasser erst während des Schreibens bewusst wurde, spürte der Leser von Anfang an: Haass' Vorbild verpflichtete auch die Nachlebenden zur Brüderlichkeit und näherte zugleich Russen und Deutsche über den Abgrund der Geschichte hinweg einander an. – Gemeinsame Gänge durch Münstereifel – mit Lew Kopelew als „Fremdenführer“ – gewannen im Gedenken an den „Armen doktor“ und seine versöhnende Wirkung eine eigene Atmosphäre, eine sublimen Geistigkeit. Auch viele andere Gespräche verdankten ihre Ergebnisse dem gemeinsamen Flanieren. Schwäne warteten im Decksteiner Weiher auf seine Brotreste, während wir Hölderlins „Hälfte des Lebens“ deuteten und Hofmannsthals „Gedanken über Gedichte“ nachhingen. Eine einzige Reise mit Lew regte mehr an – und auf – als Fahrten mit dem neuesten Baedeker. Von Wetzlar kommend, besichtigten wir gelegentlich Dillenburg, das nassausche Residenzstädtchen, erinnerten uns an den hier 1533 geborenen Wilhelm von Oranien, den Anführer des niederländischen Befreiungskampfes, an Goethes *Egmont* und an Schillers Monographie über den *Abfall der Vereinigten Niederlande*. Nur staunen konnten Mechtild und ich über Lews historisches Detailwissen, nur bewundern, wie sich Einzelheiten zum Gesamtbild fügten und seine geistige Physiognomie in den Urteilen hervortrat. (Schon in seinem ersten Kölner Jahr hatten wir das freundschaftliche „Du“ getauscht.)

Der Zusammenbruch des Polizei-Sozialismus veränderte die Welt. Wer sich seinen Realitätssinn bewahrt hatte, ahnte und wusste, dass trotz der Erleichterung, der unsagbaren Freude über das Ende der Konfrontation der Blöcke, ungezählte Probleme in Osteuropa auf diffizile Lösungen warteten. Am 26. November 1990 wurde um Hilfe für Russland gebeten; am 18. und 19. Dezember standen Lew Kopelew und zwanzig Studenten mit Sammelbüchsen auf dem Vorplatz unserer Universität – unter den Augen des Alberts Magnus. Obwohl wir weniger Geld als erhofft zusammentrug, da Studenten auch damals wenig zu geben und Professoren bei der klirrenden Kälte sich anscheinend in Ofennähe geflüchtet hatten, war die Freude über den gemeinsamen Eifer groß, der uns auch in den folgenden Monaten noch mehrmals zusammenführte.

„*Der Mensch dem Menschen ein Helfer*“ – so Brecht in seinem Gedicht „*An die Nachgeborenen*“...: Lews Nächstenhilfe, diesem Motto verpflichtet, war unvergleichlich, – ein Glück für mehr als zwanzig Schwerkranke aus Ost- und Südosteuropa, denen er einen Klinikaufenthalt in Köln ermöglichte. Die Ärzte nahmen keinen Pfennig für ihre Mühen als Operateure, dennoch waren die Kosten für die Intensivstation und den meist wochenlangen Pflegedienst natürlich hoch und mussten mit geduldiger Beharrlichkeit Mark für Mark zusammengetragen werden. Der Samariter fand Gleichgesinnte. Die hilfreichen Hände des kundigen Steuerberaters Willi Kater beispielsweise und des ungewöhnlich engagierten, selbstlos tätigen Arztes Dr. Heinemann, die sich ihm entgegenstreckten, erleichterten ungemein das Beschwerliche mancher Tage. Auch wenn sich für Frau Rajah, wie der Titel ihres Buches nahelegte, die Türen nur langsam öffne-

ten, darf doch gesagt werden, dass in der Bundesrepublik kein Exilierter mit vergleichbarer Aufmerksamkeit willkommen geheißen wurde wie Professor Kopelew, dem Köln bald zur zweiten Heimat werden konnte, – zum zweiten Moskau, wie sein gelegentlicher Versprecher ihm selbst verriet. Sein Wort hatte bei Diskussionen Gewicht, seine Formulierungen gewannen oft das Resümierende einer abschließenden Sentenz. Damit vereinte er Gegensätze und umschloss die Extreme. Der Epiker formulierte mit unerwarteter Präzision Maximen und Aphorismen. In der Tat – seine Fähigkeit, der Vielfalt der äußeren und inneren Eindrücke Herr zu werden und immer wieder das episch Weitläufige formelhaft zu komprimieren, stellte er in seinen *Aperçus* unter Beweis – vorbereitet in den appellativen Titeln seiner Bücher, *Im Willen zur Wahrheit* beispielsweise. Das kühne Pathos Schillers und die Verpflichtung des Ethikers führten ihm die Hand, wenn er von sich forderte, „jedem staatlichen Unrecht entgegenzutreten, gleichviel, in welcher Maske es auftritt“, oder wenn er im *Allgemeinen Sonntagsblatt* formulierte: „Ich trete nicht gegen ein Regime auf, sondern für Menschen ein.“

Andrej Sacharows Rückkehr nach Moskau...: Aus dem Fluss des Alltags mit seinen Freuden, seinen Mühen und unseren Unzulänglichkeiten heben sich Erlebnisse heraus, – dem Gedächtnis für immer eingepägt. Journalisten reden hin und wieder von Momenten, in denen die Geschichte den Atem anhalte. Der Zufall wollte es, dass Mechthild und ich am Abend des 19. Dezember 1986 in der Neuenhöfer Allee waren, ohne zu ahnen, was dort bereits bekannt war: Professor Sacharow, der Physiker und Anwalt für Menschenrechte, dem in Köln viele sorgenvolle Gespräche galten, – seine Verbannung in Gorki war am Vormittag durch einen Anruf Gorbatschows aufgehoben worden. In den Jahren zuvor hatte sich Lew für den Verfeimten eingesetzt, wann immer es geraten oder geboten war, – sogar bei einer Demonstration vor der sowjetischen Botschaft in Bonn. Wir saßen schweigend, doch erregt, und verfolgten Lews Mienenspiel, der sich über Zürich (!) telefonisch mit der Stadt Gorki verbinden ließ und, was man zunächst nicht glauben mochte, nach einiger Zeit und doch plötzlich Andrej Sacharow anredete... Nun war es an uns, den Atem anzuhalten. Verstehen konnte ich nichts, doch ließen Lew Kopelews Mimik, seine Gestik und Intonation einiges erahnen, anderes erschließen... Ergriffen gab dieser am Ende wieder, was ihm sein Freund, von der Außenwelt jahrelang abgeschnitten, gesagt hatte: Gorbatschow hatte diesem die Rückkehr nach Moskau angeboten, damit er dort seiner „patriotischen Pflicht“ nachkommen könne. Sacharow hatte darauf erwidert, *seine* Verpflichtung bestehe im Engagement für alle, deren freiheitliche politische Gesinnung von der Staatsmacht unterdrückt werde... In der Erinnerung blieb die Überraschung, wie der telefonische Kontakt nach sechs Jahren erstmals – zudem von Deutschland aus – herstellbar war, und es blieb, durch die Autobiographie später vertieft, die Verehrung für Russlands bedeutendsten Wissenschaftler jener Zeit, für „das Gewissen Russlands“, wie Lew ihn nannte. Meinen damaligen Respekt für Gorbatschow, den Präsidenten, konnte ich mir bis heute erhalten – und auch das Mitgefühl für die menschlichen Tragödien, die der Zerfall des Imperiums bedingte.

Zum Gedenken an Herrn Kopelews besten Freund...: Am 16. Juli 1985 war Heinrich Böll gestorben. Freunde und Kollegen, darunter Lew Kopelew und Günter Grass, trugen gemeinsam den Sarg. Dem Gedenken an Heinrich Bölls 70. Geburtstag galten vier universitäre Vortragsabende im Dezember 1987, für die ich postwendend die Unterstützung des Rektorats erhielt. „Gefragt wird, wer Heinrich Böll war, und zugleich und insgeheim, wer wir sind. Traurig und zornig entdeckte er am Talmiglanz des westdeutschen Wiederaufbaus sprechende Schatten, den Doppelschatten, der die Schuldigen verbarg und die Leidenden unkenntlich machte.“ Zu meiner Erleichterung erlaubte man Professor Hans-Joachim Bernhard aus Rostock die Teilnahme, während Professor Fradkin aus Moskau „bedauern“ musste... René Wintzen vertrat die französische Literaturwissenschaft, der verehrte Hans-Werner Richter erzählte von den Anfängen der „Gruppe 47“. Zu Lew Kopelews Vortrag am 18. Dezember erschienen Professor Hanau, der Rektor der Universität, und Hunderte von Hörern. Der Redner beeindruckte wieder mit seinem lebendig und engagiert entworfenen Portrait der menschlichen und literarischen Bedeutung Heinrich Bölls, den er wie wenige andere kannte und über den er bereits im März 1957 den ersten in der Sowjetunion veröffentlichten Artikel schrieb, mit dem er schon 1962 Freundschaft schloss und dem er später wie einem Bruder verbunden war. Wie sich Heinrich Böll als Soldat mitverantwortlich fühlte „für die Verbrechen der Hitler-Wehrmacht“, so Lew Kopelew für Stalins Untaten. Beide konnten sie bekennen: „Aus dem Bewusstsein dieser Verantwortung schreiben und handeln wir.“

Ein Tag zum Danken...: Am 9. April 1987, zu Lew Kopelews 75. Geburtstag, erschien in *Christ und Welt* mein Glückwunsch, um dem Manne zu gratulieren, „der seit sechs Jahren sein Heimatland nicht mehr betreten darf, ihm aber gleichwohl – wie wenige sonst – dient: Indem er uns, die so selbstzufrieden wie nörglerisch hier leben, unablässig mahnt, die Menschen im Osten in unser Bewusstsein aufzunehmen; indem er unser karges Wissen über die russische Geschichte mithilfe seiner umfassenden Kenntnis zu erweitern versucht und an unsere Verantwortung appelliert, damit wir für diejenigen Sorge mittragen, die ihres Gewissens wegen in Lagern oder Gefängnissen festgehalten werden.“ An diesem denkwürdigen Geburtstag dankten wir Lew Kopelew für das, was er für die Wahrheit getan und für die Menschlichkeit erlitten hatte – aus Mitleid mit dem Feind, dessen Soldaten aus Rassenwahn seine alten Großeltern erschossen hatten. „Wir brauchen ihn, diesen brüderlichen Menschen, der uns lehrt, für eine generelle Schuld individuell einzustehen.“ Lew Kopelew wurde zum wirkungsreichsten Botschafter Russlands: Seine ungezählten Vorträge beeindruckten die Hörer, seine bloße Präsenz bei Kongressen und Tagungen, in Universitäten und Schulen ist eine Werbung für das wahre Russland.

Der Sachverständige – in Dingen der bildenden Kunst...: Lews Kommentare zum Zeitgeschehen, zu den Vorgängen in Russland, fanden stets die gehörige Beachtung, sein weitläufiges historisches Wissen verwunderte immer aufs neue, seine Kenntnisse in den Fremdsprachen – sogar in der Sinologie – konnte man nur bewundern. Alles geschah wie selbstverständlich. Alte Selbstvorwürfe wegen

seines langen Irrglaubens an den Polizei-Sozialismus trugen zur Selbstbescheidung bei, ohne die Kraft für das vom Alltag geforderte Engagement zu mindern. Wie angemessen Lew den liebenswürdigen russischen Malerfreund Boris Birger vorzustellen wusste, verdeutlichte schon seine erste Charakteristik, als er uns dessen Formen, entstanden aus dem Gegensatz von Licht und Farben, erklärte und Rembrandts Maltechnik damit verglich... Vor einer Max Beckmann-Ausstellung repetierten wir zunächst dessen Lebensgang, versuchten, noch in der Warteschlange, die bekanntesten seiner Bilder zu charakterisieren. Im Angesicht der Gemälde verstummten wir. Vor Beckmanns Selbstbildnissen resümierten wir unsere Eindrücke... Dann der bekannteste Zyklus des Malers: Faust, der Übermensch, und doch von Mephistos Künsten abhängig, das Leben als Zirkus mit zugewiesenen Rollen, schließlich der Versuch der Selbstergründung, am Ende die Litanei: „So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“ Meine Verehrung wuchs von Bild zu Bild für den Maler, meine Bewunderung für seinen Interpreten, der nach konzentrierten Blicken durch seine gegenstandsgemäße Terminologie und die Sicherheit seines Urteils verblüffte. Im Amsterdamer Exil hatte Max Beckmann die besagten *Faust*-Szenen illustriert und dem Protagonisten Faust wie dem Antagonisten Mephisto Züge der eigenen Physiognomie geliehen, in Homunculus aber die Evolution umgedeutet: Nicht mehr Adam sollte den Anfang setzen, denn das Ziel der Ontogenese darf nicht länger der über sich hinausstrebende, eigenes und fremdes Unglück verursachende „faustische“ Mensch sein. Gehalt und Absicht der Bilder zur „Klassischen Walpurgisnacht“ des zweiten *Faust*-Teils konnte ich erläutern, doch Lews Deutung brachte die nur erahnbaren „Untermalungen“ zur Sprache: Mir schien, als besitze er für jedes Segment der künstlerischen Wirklichkeit das zugehörige Organ zur adäquaten Auslegung.²

Bretter – nein: Die russische Küche, die die Welt „bedeutet“...: In der Neuenhöfer Allee gab, so unsere scherzende Übertreibung, ein Besucher dem andern die Klinke in die Hand. Lew wurde zur „öffentlichen“ Person. Außenstehende fragten sich, wie der Hausherr und seine in beständiger Hilfsbereitschaft geübten dienstbaren Geister es vermochten, den Publikumsverkehr zu steuern, ohne die Tagespflichten zu vernachlässigen. Nun, dies gelang, wie wir im Blick auf die Resultate wissen. Kam Lew von Reisen zurück, fand er einen überquellenden Schreibtisch vor. Im ernsten Scherz zitierten wir dann bei Gelegenheit, was Goethe, Kanzler von Müller zufolge, am 29. Januar 1820 als hübsches Paradox hinterließ: „Wer für die Welt etwas tun will, muss sich nicht mit ihr einlassen.“

² An dieser Stelle sei eine à part-Bemerkung eingefügt: Den ganzen Rückblick streng chronologisch zu gliedern, entstünde zwar dem Gang der Dinge, wäre aber nicht ratsam, soll das Erinnerung nicht in Details zerfallen. Auf dem vorgegebenen engen Raum gewährleistet nur der Wechsel, der gelegentliche Übergang zu einem geschlossenen Themenkreis, Probleme, zumal historische, knapp zu formulieren und Einsichten wiederzugeben, deren Geltung erst die Erfahrung der späten neunziger Jahre belegte oder widerlegte.

Russische Gastfreundschaft wurde von Raja und Lew Kopelew exemplarisch praktiziert. Aus Moskauer Tagen ging ihnen der Ruf von vielen Besuchern und hitzigen Diskussionen in der engen Küche voraus. Die Fortsetzung in der Neuenhöfer Allee förderte ungemein die „Verschmelzung der Kulturen“. Wir erfuhren von Lew Druskins Emigrantenschicksal, das wir durch ein Bittgesuch an den Ministerpräsidenten Lothar Späth zu lindern suchten, konnten im Februar 1988 den ebenfalls vertriebenen Efim Etkind wieder begrüßen, ein Jahr später Nelly Amaschukeli, Nodar Kakabadse und Reso Karalashwili (mit seiner Mutter, Frau Dr. Nora Pfeffer, die als Georgien-Deutsche nach dem 22. Juni 1941 zehn Jahre ins Arbeitslager verbracht wurde), wie auch Herrn und Frau Laschkaradse von Weimarer Kongressen her mit ihren Kölnern befreundet. Wir waren dankbar und sehr froh, als bekannte russische Literaturhistoriker – Nina Pawlowa und Ilja Fradkin, Albert Karelski, Konstantin Asadowski und Jurij Archipow – im Wintersemester 1988/89, zusammen mit Professor Natew aus Sofia, nach Köln kamen und alle Namen ihre individuelle Physiognomie hinzugewannen. Aus Kaliningrad kam der junge Hamann-Kenner Dr. Wladimir Gilmanow. Mit ausgeklügelter Begründung ging eine Einladung nach der anderen ostwärts; meinen aufwendigen Gutachten gelang es, dass Efim Etkind und Albert Karelski semesterlang in Köln Vorlesungen halten konnten: Unsere Studenten, wir alle waren als Hörer die Beschenkten. Was für eine Erleichterung, als wir den Moskauer Freunden im August 1991 nach ihrer Rückkehr von einer Kunstreise in den Aachener Raum berichten konnten, dass Jelzin den Staatsstreich abgewehrt habe, das Problem des Staatenbunds für die Union und die Autonomie der okkupierten Randstaaten – der Balten beispielsweise – aber ungelöst sei.

Von Anfang an beeindruckten uns die erwähnten freundschaftlichen Beziehungen, die Lew Kopelew, lange vor seiner Ankunft in Köln, mit ost- und westdeutschen Schriftstellern geknüpft hatte. Heinrich Böll und Siegfried Lenz, Christa Wolf und Erwin Strittmatter fühlte er sich gleicherweise verbunden, der ausgebürgerte Wolf Biermann war in Köln ein gern gesehener und gern gehörter Troubadour. Ulrich Schiller, Gerd Ruge, Fritz Pleitgen, Klaus Bednarz, Herr und Frau Pörzgen, das aus der Schweiz stammende Journalisten-Ehepaar Kathrin und Reinhard Meier – manche Freunde Lews verdienten eine eigene Würdigung, vornehmlich Rupert Neudeck, doch muss sich meine Skizze mit Namensnennungen begnügen. Obgleich wir darauf achteten, auch Gäste aus anderen Weltgegenden im Rheinland willkommen zu heißen, entstammte die große Mehrzahl der Eingeladenen dem früheren Ostblock. Die Gastdozenten sorgten – mit Goethe-Stipendiaten aus vieler Herren Länder – auch für die Öffnung des „elfenbeinernen Turms“ der Universität: Hieronymus wurde aus dem Gehäuse gedrängt, kam allerdings bereichert zum Schreibtisch zurück.

Der Alltag – das Gewohnte und das Ungewöhnliche...: Gespräche mit Lew und seinen jeweiligen Gästen, oft beiläufig begonnen, vermittelten dann und wann am Ende Einsichten, die lange nachwirkten. Wir bedachten den mit der italienischen Renaissance in West- und Mitteleuropa aufkommenden Individualismus, formulierten den Anspruch an das Gewissen des Einzelnen im entstehen-

den Protestantismus, bedachten die kulturelle Bedeutung der Persönlichkeit seit dem 18. Jahrhundert... Welche Gründe stehen für die Vermassung der Arbeiterschaft seit der Industrialisierung, welchen Vorteil zogen die Ideologen nach 1918 daraus? Kam die Orthodoxie in Russland der marxistisch-leninistischen Tendenz zum Kollektivismus entgegen? Welche ideellen Ziele verstand der Faschismus zu mobilisieren, um den Einzelnen für die nationalistisch imprägnierte Gemeinschaft zu gewinnen?

Und natürlich gab es im Alltag manches zu lachen und einiges wechselseitig zu belächeln. Pointen folgten auf Anekdoten, witzige Sarkasmen auf geschliffene Zitate, wofür die „Weltliteratur“ in ihrer Gänze herangezogen wurde. Als wir die beginnende Vergreisung im Aperçu einfangen wollten, befanden wir nach einigen bierernsten Definitionsversuchen: „Alter – das ist der mühevollste Dauerzustand, an einem langen Nachmittag wiederzufinden, was man an einem kurzen Vormittag verlegt hat.“

In guten Tagen verkörperte Lew die ungebrochene Männlichkeit eines Renaissance-Menschen. Sein *élan vital* konnte bei schmalbrüstigen Leptosomen jenen Neid erregen, den man in Russland in kluger Differenzierung den „weißen“ nennt. Rasch reussierte Lew zum sinnenfrohen Rheinländer. Sein Wissenstrieb erhöhte ungemein seinen Lebenshunger. Dem Kölner Karneval lachte und winkte er zu bis zuletzt.

Wann konzipierte, wann diktierte Lew Kopelew seine vielen Vor- und Beiträge? Wann seine Einleitungen und Nachworte, seine Bitt- und Dankbriefe? Als Mitherausgeber engagierte er sich sogar für Harenbergs fünfbandiges *Lexikon der Weltliteratur*. Seine Rede für die angesehenste Auszeichnung, für den Friedenspreis des deutschen Buchhandels im Oktober 1981, war in der Woche zuvor noch unfertig, die Unruhe in der Küche, der damaligen Schreiberwerkstatt, spürbar. Wir trieben später unsere Späße damit und kommentierten oft Lews propheten-gleiche Befähigung, am vorletzten Tag, mit *beiden* Händen schreibend, seine inneren Gesichte zu Papier zu bringen – wie der Apokalyptiker Johannes auf Altarbildern. Nun, der Redner konnte darauf bauen, dass der „Geist“ in der festgelegten Stunde über ihn kam. (Die Laudatio hielt Marion Gräfin Dönhoff, die für mich verehrungswürdigste der öffentlich tätigen Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg. Einer ihrer Besuche in Köln gab Gelegenheit, diese Achtung zu begründen.) – Als wir an einem Sonntag in Weimar, am 28. März 1993, im „Christlichen Hospiz“ den untersten Treppenabsatz erreichten, fragte ich, ob das Skriptum auch gewiss „dabei“ sei. Lew öffnete weit die Mappe, warf einen langen Blick hinein und bejahte wie selbstverständlich. Im Nationaltheater angekommen, fehlte es. Ich wollte zurückeilen, doch der Redner winkte ab, ging zum Podium und beeindruckte ungemein die vielen Hörer. Vor wenigen Monaten erinnerte eine Weimarer (Theater-)Angestellte an Lews damalige Sucharbeit in den Verstecken seiner großen Mappe – und an den unvergessenen Eindruck seiner Rede, die als fiktiver Dialog mit dem Publikum geführt wurde.

Die überwundene europäische Teilung und der Anspruch der neuen politisch-ökonomischen Realität...: Um die Wirklichkeit nach 1990 zu vergegenwärtigen,

wäre es nötig, von dem dankbar empfundenen Glück zu erzählen, das der Verfall des totalitären Ostblocks bereitete. Zum Leben gehört indes, wie die Erfahrung lehrt, dass Gaben neue Aufgaben bedingen, Geschenke bisher unbekannte Verpflichtungen enthalten. Die Freiheiten der Demokratie setzen bei ihren Bürgern Pflichten voraus, – zunächst die Selbstbegrenzung des eigenen Anspruchs. Der Weg zur neuen Staatsform ist lang, der Anfang besonders in Notzeiten gefährdet. Parteien blockieren einander mit Parteiungen, die das Gemeinwohl schmälern. Meine Sorge nach dem Niedergang der staatlichen Organe in Osteuropa, die auf dem Schutz der Bajonette beruht hatten: Die gestrigen Parteikader finden sich nach der überhasteten Privatisierung in industriellen Kleinimperien von morgen. Der Zerfall der staatlichen Autorität fördert die latente Kriminalität, die sich die Liberalität der Demokratie zunutze macht. Hitzige Debatten in der Neuenhöfer Allee mit osteuropäischen Besuchern – jungen und alten – verdeutlichten, dass diese das Labyrinthische der westlichen Freiheiten noch nicht wahrnahmen. Die immanenten Schwächen der demokratischen Staatsform in Notzeiten waren mir während des Geschichtsstudiums im Rückblick auf die Endphase der Weimarer Republik deutlich geworden. Auch Lew stimmte mir nicht zu, als ich den georgischen Freunden abriet, sich völlig von Russland zu trennen, da ihr Land – ohne Bodenschätze und Grundstoffindustrie – auf enge wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem russischen Staatenbund angewiesen bleibe. Nun – we agreed to disagree. Ein anderer Aspekt: Besucher aus der ehemaligen DDR wollten nach 1990 die offensichtlichen Schwierigkeiten der ostdeutschen Industrie nicht wahrhaben, obschon vorhersehbar war, dass diese dem Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht gewachsen sein werde. Manche Poeten äußerten die gängigen Vorurteile gegen Kapital und Monopol, die sich später durch die Globalisierung bitter bestätigten, und meinten, Abneigungen und Vorbehalte genügten. Wie das bisherige Staatseigentum gerecht und sozial verantwortlich, wie die Planwirtschaft in neue Produktionsformen überführt werden könne, – diese Grundfrage focht anfangs niemanden an. Um Illusionen nicht zu stören, nahm ich manche Prognose am Ende zurück: Als Schwarzwälder beurteile man die Hindernisse auf dem Weg zur politischen Stabilität und ökonomischen Selbständigkeit wohl zu – schwarz. Im übrigen zählte allein ein Wort Goethes aus seinen *Biographischen Einzelheiten*, zur Erinnerung an Schiller geschrieben: „dass wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren“. Mein Zorn blieb allerdings: dass der Westen den östlichen Regierungen zu wenig bei deren tastendem Neuanfang beistand und westliche Privatunternehmen zu sehr ihre Vorteile im Osten auszunützen wussten. Die heutige Enttäuschung ist so allgemein wie berechtigt, hilft aber nur den linken und den rechten Extremisten. Meine Erinnerung hält über die Jahre hinweg bis 1995 viele politische Diskussionen fest. Die Achtung aller gehörte der „Gleichheit“, die demokratische Verfassungen grundiert, doch die Erfahrung lehrte rasch, wie leicht die auf Selbstdisziplin, Urteilsfähigkeit und Verantwortung angewiesene „Freiheit“ – ohne die nötige korrespondierende Verpflichtung fürs Ganze – missverstanden, ja missbraucht wird.

Von Preisen und Ehrungen – im Plural...: Auch den Staatspreis des Landes Nordrhein-Westfalen erkannte man Lew Kopelew (am 27. November 1990) zu. Natürlich war ihm Goethes Bemerkung, Zelter gegenüber, geläufig, dass Ehrungen „nur zu gesteigerten Mühseligkeiten gereichen“, aber er wusste auch, dass öffentliche Anerkennung die Forschungsarbeiten fortzusetzen ermöglichte und den Zugang zu Ministerien und Stiftungen erleichterte: Die vielbändigen, voluminösen *West-östlichen Spiegelungen* hatten ihren Preis, die hohen Druckkosten bedurften der entsprechenden Zuschüsse.

Am 4. Juni 1993 erhielt Professor Kopelew die Goldene Goethe-Medaille der internationalen Goethe-Gesellschaft in Weimar für sein Goethe-Buch,

das er in Moskau wider bessere Skepsis zum Druck geben zu können hoffte. Dies verweigerte man ihm. Ein Kapitel daraus liegt in einem deutschsprachigen Typoskript vor, eine Meditation über die *Iphigenie*, Goethes bekanntestes, aber auch verkanntestes Schauspiel, da unser Schulwissen dessen Gehalt auf den leichten Sieg der Wahrheit über das Unwahre reduziert... In der Eigenwelt dieses Dramas ist der Mensch gebunden durch den Dienst am Göttlichen *in ihm*; die Göttin Diana wird im Gegenzug dem Humanum (!) in der Gottheit verpflichtet. Die Kraft des fortwirkenden Bösen ist weniger dauerhaft als die wahrhaftige Anstrengung des Guten.

Meine Laudatio rühmte zudem den Aufsatzband über die russische *Faust*-Rezeption und Tolstojs Verhältnis zu Goethe, schließlich galt sie der Studie zu Goethe als Übersetzer, als Fürsprecher und Förderer der Weltliteratur. Eine persönliche Anmerkung beschloss auch diese Ehrung:

Ich kenne niemanden, der während des letzten Jahrzehnts so viel getan hat, um Russen und Deutsche miteinander bekannt und vertraut zu machen. Das ist im Geiste Goethes getan. Ich kenne niemanden, dem Weimar so viel bedeutet wie Lew Kopelew. Das vermittelt feste Bezüge, von denen Goethe sagt, sie seien das Leben. Im Umgang mit Lew Kopelew begriff ich, warum Thomas Mann eben eine Russin wählte, die seinen Tonio Kröger belehrt, was Literatur sein könnte, sein sollte: ein „Weg zum Verstehen, zum Vergeben und zur Liebe“. Am Ende dieses 4. Juni stand Herr Kopelew sechzehn Studenten aus acht Nationen Rede und Antwort über Resultate seines Denkens und Handelns. Von Antwort zu Antwort schien sich der alte Herr zu verjüngen. Was Wunder, dass die Studiosi, an Fakten der Vergangenheit und Mutmaßungen über die Zukunft leidenschaftlich interessiert, seine Nachtruhe kräftig kürzten. Tempora mutantur... In der Tat, die Zeiten hatten sich – und uns – zu unserer unsäglichen Erleichterung verändert. Und dabei hatte man im Frühjahr 1981 den städtischen Goethe-Gesellschaften in Westdeutschland von Weimar aus verboten, ihn zu Vorträgen einzuladen.

Goethe – eine Wahlverwandtschaft der besonderen Art...: Wissen und Neigung für Goethe nahmen in der Neuenhöfer Allee von Jahr zu Jahr zu, zumal Lew, über den Zeitenlauf hinweg, gemeinsame Ziele entdeckte, – vor anderen die Verpflichtung zur „Weltliteratur“, die die frühere Fixierung auf die eigene Nation bewusst überholte. Im Mitgefühl entwickelte sich, selten genug bei einem derart kraftvollen Mann, der Reichtum seines Wesens. Mit seiner anschaulich-konkreten Sprache wirkte er auf seine vielen Hörer, – und zwar ohne jene Art der Reflexion, die begriffsvernarrt am liebsten mit sich selbst spielt. Dass der jugendliche Idealist seine Dissertation über Schiller schrieb, verwundert so wenig wie das spätere Bekenntnis zu Goethe als seinem Lieblingsautor, der Wielands Begriff

der „Weltliteratur“ aufnahm und als Verpflichtung weiterdachte: Die einzelnen Literaturen gewinnen – ein Paradoxon – durch wechselseitige Ergänzung an individueller Ganzheit. Dabei dürfen kulturelle Unterschiede nicht nivelliert werden, denn sie bürgen für die Vielfalt in der Einheit. Die Anverwandlung des Fremden ergänzt demnach das Individuelle einer Nationalliteratur. In Goethes Auslegung der „Weltliteratur“ fand Lews Projekt der *West-östlichen Spiegelungen* seine erwünschteste Legitimierung.

Das Goethe-Haus in Weimar zog Lew besonders an. Im Scherz fragten wir einander am „Frauenplan“: Wenn Goethe noch lebte, welchem seiner Freunde möchten wir uns unaufdringlich bei einem Besuch anschließen? Einige Zeit zuvor hatte ich von Carl Friedrich Zelter (1758-1832) erzählt, der Goethe im Alter am nächsten stand, der, durch strenge Tätigkeit fürs Leben erzogen, mit fünfundzwanzig die Meisterprüfung im Maurerhandwerk ablegte und erst jetzt die väterliche Erlaubnis erhielt, freitags Unterricht in Harmonielehre, Kontrapunkt und Generalbass zu nehmen. Um drei Uhr morgens ging er zu Fuß nach Potsdam, um elf war er auf der Baustelle... – Es war Zelter, der das Musikleben in den preußischen Schulen nach 1807 „erweckte“, Bachs vergessene „Matthäus“-Passion wieder aufführte und kulturelle Veranstaltungen in Berlin durch hingebungsvollen Fleiß förderte, schließlich Gesehenes und Gehörtes, Gedachtes und Gelesenes in Briefen nach Weimar in seiner Unmittelbarkeit wiederzugeben verstand. Seine kraftvollen Satzpartituren waren es, die, gelegentlich witzig und derb, den feierlich-ernsten Kurialstil des Geheimrats auflockerten und dessen Alltag erhellten. Lews Interesse an Zelter schien in jenen Wochen unbegrenzt... Das Wahlverwandte, nie mit Worten berührt, war fühlbar in Zelters wie in Lews Versuch, Ungetanes anzufassen, Unfertiges der jeweiligen Gegenwart nach *eigenen* Maßen zu formen.

Um die Mühen der Arbeitstage zu begreifen, sollte der Leser die angedeuteten dünnen Fakten zu verlebendigen wissen. Hin und wieder war es nötig, einen geharnischten Brief loszuschicken... In „diplomatischer“ Manier unternahmen wir es für einen Freund in Knittlingen, der den Professorentitel beanspruchen durfte, – vergebens: Der zuständige Ministerialbeamte stellte sich taub. Auch ein späterer, vom Wohlwollen des dortigen Ministerpräsidenten begleiteter Versuch fruchtete nichts. Die alte Erfahrung wurde bestätigt: dass sich auf manchen Ämtern das Halbwissen dem Fachwissen überlegen dünkt – und schließlich das letzte Wort behält.

Lew war bekannt und beliebt wie kein anderer exilierter Schriftsteller, was die eine und andere Ranküne weniger ausschloss als hervorbrachte. Sein Einvernehmen mit Willy Brandt und Johannes Rau, seine guten Kontakte zu Intendanten, Redakteuren und vielen anderen Damen und Herren mit Rang und Namen bescherten ihm gelegentliche Missgunst. Als im November 1984 ein Wuppertaler „Alt-Linker“ seinem Fakultätskollegen Lew Kopelew in einem „offenen Brief“, der Raja verängstigte, vorwarf, gegen die Interessen seines Gastlandes – „gegen uns alle“ – zu „agitieren“, übernahm ich die detaillierte Verteidigung – auch im Blick auf Lews Rezension von Wassilij Grossmans *Stalingrad*-Roman,

der wie Viktor Nekrassows Darstellung deutsche Leser ungewöhnlich beeinflusst hatte.

Was las Herr Kopelew aus Grossmans ergreifendem dokumentarischen Roman? Er nennt die Verbrechen Hitlers und verneigt sich vor dem russischen Soldaten, der Stalingrad gegen die Deutschen verteidigte. Er nennt die Verbrechen Stalins und scheidet streng zwischen dem stalinistischen Unrechtssystem und dem russischen Volk, das für seine Heimat mit Gut und Blut einstand. Herr Kopelew tut sogar noch ein Übriges in seiner Rezension: Er spricht von den „Idealen des Sozialismus“, die den Widerstandswillen des russischen Soldaten bestimmten. Diese Ideale haben Stalin und seine Nachfolger verraten. Es ist nur folgerichtig, wenn Herr Kopelew aufgrund seiner Prämissen die Schlacht um Stalingrad als „historische Tragödie“ kennzeichnet: Der Sieg des russischen Soldaten über Hitler, den äußeren Feind, besiegelte die Herrschaft Stalins, des inneren Feindes des russischen Volks. Wir Deutschen haben für die nazistischen Verbrechen in Russland einzustehen; ein Russe wie Lew Kopelew hat das Recht, die Unmenschlichkeit des Systems unter Stalin anzuprangern und das Unrecht, das unter seinen Nachfolgern Tag für Tag geschieht, beim Namen zu nennen.

Soviel, genauer: so wenig dazu. Jahre später, am 9. März 1988, war Stefan Hermlin nach seiner Lesung in Köln zu einem Gegengruß für Lew Kopelew nicht zu bewegen.

Die Sehnsucht nach Sinn für Leid und Leidende...: Heinrich Böll hatte geschrieben: „Kopelews Religiosität ist nicht angenommen oder aufgesetzt, sie ist erfahren.“ Nur selten und nur unter vier Augen, am Ende zeitvergessener Gespräche, in deren Verlauf sich Leiden und Sterben thematisierten, wir bedrückt die Ungerechtigkeit mancher menschlichen Schicksale bedachten und dem Optimismus der westeuropäischen Aufklärung, in der „Theodizee“ konzentriert, mit lächelnder Wehmut nachhingen, – in diesen Stunden gab sich Lew als Suchender zu erkennen... Der nationbezogene Glaube des Alten Testaments war ihm, jüdischer Herkunft, fremd, die Auslegung des weltoffenen Neuen Testaments durch die orthodoxe Kirche genügte anscheinend seinem hohen Selbstanspruch nicht. Lew, der Agnostiker und Tatchrist im Sinne der Bergpredigt, vermisste in sich jene letztgültige Sicherheit, die manchem zu leben hilft, und die Festigkeit des Glaubens, die angstfrei dem Tod entgegenzugehen vermag... Immer blieb die metaphysische Sehnsucht, wie sie Augustin umschrieben hatte: „Cor meum inquietum est in me, donec requiescat...“

Hofmannsthal forderte sogar von der kurzen *Charakterskizze*, sie habe den geheimen Grund anzudeuten, aus dem ein geistiger Mensch seine Kraft bezieht. Mit zurückhaltenden Worten sei im Blick auf Lew Kopelew dieser „Grund“ umschrieben als tätige Sehnsucht, endlich dauerhaft in der Wirklichkeit einzulösen, was die Revolutionsideale von 1789 neben der individuellen Freiheit und der rechtlichen Gleichheit verhießen: Brüderlichkeit, die Bruderschaft alles Lebendigen, die versöhnte Gemeinschaft der einander schindenden Geschöpfe mit der geschundenen Schöpfung – nur momentweise in der Geschichte erreicht. Die Bergpredigt (Matthäus 5-7), schon im Gespräch mit Heinrich Böll und Klaus Bednarz 1979 erwähnt, formuliert den Text, den Lew Kopelew als den ihn am tiefsten verpflichtenden anerkannte. Die einleitenden Seligpreisungen ermöglichen es, dass wir der wehmütigen Bitte „Tröste meine Trauer“ die Hoffnung auf

Sinn für Leid und Leiden im Irdischen beifügen können, – eine Hoffnung gegen alle Erfahrung, ein Vertrauen, im Grund des Bewusstseins angesiedelt, eine Erwartung, die nicht des eigenen Ichs wegen gewagt wird, sondern aus Mitgefühl für die „Erniedrigten und Beleidigten“, für die Armen und Entrechteten unserer und aller Zeit: „Selig sind, die da Leid tragen...“ (Matthäus 5,4.) Nicht ohne anfängliche Scheu bestätigten wir einander, es gäbe keine objektivierbare Gewissheit im Helldunkel unseres Innern, wohl aber eine subjektive Sicherheit, deren momentane Präsenz von der tatkräftigen Gesinnung in Dauer verwandelbar sei. „Alles auf Hoffnung“, so schrieb Johannes Bobrowski, auf den Tag fünf Jahre jünger als Lew, der dessen ergreifende Gedichte, im Russland-Krieg geschrieben, liebte und oft anführte. Wir rätselten über Luthers Auffassung des Glaubens, der die Gnade voraussetzt. Hier schien der *tätigen* Sehnsucht nach dem verborgenen Gott ein vorzeitiges Ende gesetzt, doch anerkannten wir die verschiedenen Positionen: Was sich anfangs als pure Mühe um den wahren Glauben ausnahm, musste am Ende, im Stadium der vollen Gläubigkeit, als Gnadenakt erscheinen. Die von Luther verfemte „Werkgerechtigkeit“ achteten wir höher, sofern sie nicht bewusst auf jenseitigen Lohn erpicht war, und fixierten in der selbstlosen Anstrengung für die „Mühseligen und Beladenen“ die verbindliche Aufgabe des Menschen – „außerhalb des Dogmatischen“.

Tolstojs Lewin und Solschenizyns Lew Rubin...: Je reicher ein Mensch angelegt ist, desto vielfältiger seine Eigenschaften – und oft auch seine Widersprüche: Jeder von uns muss für einen entschiedenen Vorzug mit einem Nachteil aufkommen. Unseren verehrten Lew Kopelew, ungemein behend bei Problemlösungen im Karitativen, empfanden wir als *Sinnsucher*, wobei wir wussten, dass ein einzelner Begriff die besagte disparate Vielfalt charakterlicher Eigenschaften nicht wiedergeben kann. Da der große Solschenizyn bei der Portraitierung seines Mithäftlings Lew Kopelew – im „Ersten Kreis der Hölle“ – seine dichterische Freiheit kleinlich strapaziert hatte, war es hin und wieder eine Genugtuung, literarische Analogien als Gegenbilder zu Lew Rubin zu finden, die der Wirklichkeit der Jahre in Köln angemessen waren. Als Lew ohne Namensnennung in meinem philologisch drapierten Artikel zu seinem 74. Geburtstag insgeheim mit Lewin verglichen wurde, der männlichen Hauptfigur in Tolstojs *Anna Karenina*, ließ er sich Zeit für seine Antwort. Natürlich wehrte er jede Überschätzung ab, lächelte über Lewins und Lews „Parallelexistenz“, nahm aber die freundlich-ferne Analogie zu Tolstojs fiktiver Gestalt hin, da diese fremd, wie aus einer anderen Welt, zu sein schien und so schwerblütig wie schwerfällig auftrat. Auch nach seiner Selbst- und Sinnfindung haften Lewin frühere Unzulänglichkeiten und die allbekannten Lebensmühen an. Der „Sinn“, den Lewin im „Guten“ findet, das er in sein künftiges Leben „hineinzulegen“ gewillt ist, gleicht dennoch einem Geschenk, das aus der tagtäglichen Anstrengung hervorgeht: Wer mit dem Herzen gibt, empfängt. Lewins Lebensfrömmigkeit erkennt, dass der Alltag an Sinn nur bereithält, was der Einzelne ihm entgegenbringen will und kann.

Dem im Alten Testament verkündigten Glauben der Väter war Lew Kopelew ferngerückt. Der Sicherheit, gar der Gewissheit der Verheißungen entwachsen,

irritierte ihn die Ungerechtigkeit der Natur und des jeweiligen Zeitalters mit ihren schwankenden Schicksalen. Die Katastrophen des 20. Jahrhunderts vor dem inneren Auge, fand er nur selten Trost angesichts der Verlorenheit ungezählter Menschen im Irdischen. Aber im Verlauf mancher Gespräche stellte sich Hoffnung, nur in sich gegründet, ein: die Hoffnung auf jenseitigen Sinn für Leid und Ungerechtigkeit, genährt von dem Willen, dem Hilflosen in seiner Not beizustehen. – Das Tagesgeschäft forderte alle Aufmerksamkeit und unterbrach daher manches Gespräch für Wochen. Zu einem bewussten Abschluss bei der Erörterung von Schmerz und Leid, Schuld und Sühnung kamen wir nie, doch fand Lews weltoffene Religiosität Bejahung und Ziel in der Ehrfurcht, wohl in dem von Goethes *Wanderjahren* vorgegebenen vierfachen Sinn: Ehrfurcht vor dem, was über, neben, unter und – *in* uns ist. Das Göttliche, in allen Menschen angelegt, verlangt folgerichtig den ehrfürchtigen Umgang mit dem eigenen und jedem einzelnen fremden Ich... Lews Religiosität war, formelhaft verkürzt, ein der Brüderlichkeit verpflichteter Idealismus, eine dem Überirdischen geöffnete Gesinnung, die ihn allerdings, so Lew wehmütig, „nur bis zur Schwelle“ geleite.

Stufen des Abschieds vom Leben...: Frau Rajas Tod im Mai 1989 stellte Fragen nach Hoffnung für Sterbende und Trost für Hinterbliebene. Lew litt daran, dass ihm sein Lebensweg in der atheistischen Sowjetunion intensive Begegnungen mit dem Glauben und mit Gläubigen weithin verwehrt hatte. Wie viele westeuropäische Wissenschaftler war er ein Agnostiker, doch von Sehnsucht nach dem unerkennbaren Absolutum erfüllt. Als Nichtchrist kam er in beispielgebender Weise christlichen Geboten nach, ein Mann der Barmherzigkeit, friedfertig auf Gerechtigkeit bedacht, im Innersten voll Heimweh nach jenem Sinn, der den Opfern der Geschichte das Geheimnis ihrer Leiden enthüllt. Eine rationale Gotteserkenntnis stieß rasch an ihre Grenze, und der gängige Deismus konnte dem Ernst der Existenz, mit dem Unrecht der Geschichte konfrontiert, nicht genügen. Albert Schweitzers christliches und doch dogmenfreies Ethos wurde für Lew Kopelew von Gespräch zu Gespräch bestimmender. Gegen Ende seines Lebens schloss Lew telefonische Unterhaltungen oftmals mit dem Zuruf: „Sei behütet!“ Diese Gesinnung möchte den Nebenmenschen geborgen wissen – im *und* jenseits des Zeitlichen. Zwar linderte nach Rajas Tod die in der Bergpredigt zugesicherte Seligkeit für das „reine Herz“ und seine „Friedfertigkeit“ Schmerz und Trauer, doch – immer bleibt man Abgeschiedenen dies und jenes, bleibt man zuviel „schuldig“.

Der Wegbereiter – über den flüchtigen Tag hinaus...: Nach frühzeitiger Absprache mit Lew Kopelew wurde vereinbart, im Goethe-Jahr 1999 die Shakespear- und die Diderot-, die Dante-, die Puschkin- und die Mickiewicz-Gesellschaft in Gotha zur gemeinsamen Tagung zu bitten – von den „Goetheanern“ vorbereitet. So geschah es. Die erwähnten Dichter stehen für das ideelle Europa, das in seinen künstlerischen Äußerungen schon immer über die engen Nationalgrenzen hinausreichte. So lernte Goethe in einer englischen Übersetzung russische Gedichte kennen, so bat er den französischen Bildhauer David d’Angers, ein Medaillon von Mickiewicz herzustellen; so schrieb Puschkin eine „Faust“-Szene,

die allerdings eher an Byron als an Goethes Drama erinnert. In seinem Nachruf auf Goethe (1832) hatte Uwarow, der spätere Unterrichtsminister, Goethe als „wahrhaften Europäer“ hervorgehoben; bei der Einweihung des Puschkin-Denkmal rühmte Dostojewski 1880 das „Alleuropäische“ an Russlands verehrtestem Dichter. Es war der oft tägliche Umgang mit Lew Kopelew, der im Sommer 1999 in Gotha im Gedenken an den Verstorbenen zu sagen ermutigte:

Immer die Wirklichkeit hinter dem ideellen Entwurf zurück, immer behält das Erreichte den Degout des Unfertigen. Und doch ist es wie ein Glück, wenn man in Polen erstmals ohne Angst vor den Russen *und* vor den Deutschen leben kann... Wir ahnen, was alles diesem vereinigten Europa auch fortan aufgrund des versammelten, des vereinigten Nationalneids fehlen wird. Und doch: Europa – das ist der Name für unsere Entschiedenheit zum Frieden auf dem *ganzen* Kontinent. Europa heute – das ist der friedliche Sieg über die Selbstsucht der großen Nationen am Ende der wechselseitigen Niederlagen. Auf Europa konzentrierte sich über Jahrhunderte hinweg die Sehnsucht jener Menschen, die ihrer Zeit voraus waren... Lew Kopelew war Europäer mit Verstand und Herz, Europäer aus Einsicht und historischer Vernunft. So bat er darum, einen Eckermann-Eintrag (vom 14. März 1830) für ihn zu notieren: Es gibt, so Goethe, eine Stufe der Kultur, wo man „über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet“.

Als „Brückenbauer“ zwischen den Völkern und als Mahnender, als Streiter für die Menschenrechte entwickelte Lew Kopelew eine unvergleichliche Wirksamkeit. Auch die wissenschaftliche Ernte war überreich. Die von ihm betreuten, mit einem Vorwort versehenen Bände der eindrucksvollen *West-östlichen Spiegelungen* beschreiben die Begegnungen von Russen und Deutschen über ein Jahrtausend hinweg, – die gegenseitige Kenntnis und die wahlverwandte Nähe geschichtsbildender Repräsentanten ihrer Epoche –, und legen die uralten Vorurteile frei: die Fremdenbilder, die in bösen Zeiten zu Feindbildern mutierten. Niemand tat nach 1980 mehr als Lew Kopelew, um zwischen Deutschen und Russen durch Vertrautheit Vertrauen zu schaffen. Sein stummes Credo war: Eine Gesinnung, die verbindlich werden soll, muss man vorleben. Aus der Liebe zur Literatur und dem Willen zur Gerechtigkeit bezog er seine Kraft, in der Arbeit für mehr Menschlichkeit verjüngte und verzehrte er sich. Müdigkeit und Trauer, die in den letzten Lebensjahren oft Lews Augen umschatteten, nahm sein tapferer Sinn wortlos hin. Auch Schmerzen vermochten nicht seine wohlwollende Offenheit gegenüber Besuchern zu verringern. Die vielen Einschränkungen des Alters konnten seinem Wissensdrang, von ihm als „kindliche Neugierde“ ironisiert, wenig anhaben. Kannte ich jemanden, in dessen späten Jahren das Gewollte und Erreichte so übereinstimmten wie bei ihm? Der so unprätentiös war wie er? Hatte er nicht im Herbst 1981 den „Friedenspreis“ entgegengenommen, als habe er ihn an russische Gesinnungsfreunde weiterzureichen?

Im November 1989, zum Volkstrauertag, ergriff Lew in der Landeshauptstadt Düsseldorf das Wort, sprach aber auch am 28. April 1991 in Bonn zu Ehren seines Gesinnungsfreundes, des Musikers Yehudi Menuhin. Wir begleiteten ihn auch zur Insel Hombroich; dort trat er in der zum Hörsaal umgemodelten „Scheune“ auf. Wo immer er zum Vortrag eingeladen war, fanden sich neue Variationen zu seinem Lebensthema. Krank und sehr geschwächt, durch das

Aneurysma bedroht, „entließ“ er an einem Sonntag im Frühherbst 1993 für Stunden der Klinik Hohenlind in Köln und beeindruckte – von wenigen Stichwörtern geleitet – die Psychotherapeuten, die in Aachen zum Kongress zusammengekommen waren. Wir hielten vor Sorge den Atem an. Am Ende allenthalben herzliche Zustimmung. Lews Wissen erstaunte, Haltung und Gesinnung hielten zur Achtung an. Professor Lohmann war voll dankbarer Freude – und wir mit ihm.

Die letzten Jahre waren, von Krankheit gezeichnet, schwer für den bis zuletzt tätigen, immer neue Projekte entwerfenden Mann. Nur mit Bewunderung nahmen wir wahr, was alles ihm bei schwindenden Kräften noch zu tun gelang, nur mit Verehrung, was er für andere, für Verfolgte und Kranke, zu tun und zu sein vermochte. Gegen Ende seine tröstenden, versöhnten Worte, die Mechthild überbrachte: „Ihr braucht nicht zu weinen. Alles ist gut.“ Ein wundersamer Trost, der bekannte Zitate der Weltliteratur wiederzugeben scheint und doch in seiner Gefasstheit Lews Hoffnung ausspricht, – in der Bejahung von Dasein und Tod die ganz individuelle Summe eines so schweren wie wirkungskräftigen Lebens zieht.

Im Kondolenzbrief vom 18. Juni 1997 an Marika, seine Witwe, unsere verehrte Freundin, schrieben wir: „Ein bedeutendes, beispielgebendes Leben ging zu Ende... Niemand beeinflusste uns während der letzten sechzehn Jahre so tief wie Lew: Durch ihn wurde das ferne Russland zur nahen Wirklichkeit. Sein überreiches Leben hat auch das unsere reich gemacht. So bleibt er über seine irdischen Tage hinaus unter uns – ein geliebtes Beispiel für Mut und für Milde, für Gerechtigkeit und den Versuch gegenseitigen Verstehens.“

„*Tröste meine Trauer*“ – mehrmals sprachen wir über die vielfachen Nuancen und Bezüge dieses ergreifenden Buchtitels, dem dritten Band der Autobiographie vorangestellt. Der Heimgegangene selbst war es, der mithilfe, unsere Trauer durch eine erfüllte Erinnerung zu mildern. Zu den Begünstigungen seiner späten Jahre gehörten wochenlange Aufenthalte in Moskau; dort wurde auch seine Urne beigesetzt. Was Rilke von sich bekannte, gilt recht eigentlich für Lew Kopelew: dass die russische Heimat zu den „Sicherheiten“ zähle, „aus denen ich lebe“. Welche Gunst auch, dass Lew Kopelews kontinuierliches Engagement seinen Weg in Deutschland bis zum Ende zielsicher bestimmen konnte, dass sich sogar der schwere Anfang scheinbar bruchlos vollzogen hatte. Er blieb sich gleich – „nach dem Gesetz, wonach er angetreten“ (vgl. Goethes „Urworte. Orphisch“). Verändert hatten sich allerdings die Empfindungen seiner Freunde. Deren Achtung und Neigung gingen während der sechzehn Jahre dauernden Kölner Gemeinsamkeit in jene Verehrung über, die mit der Dankbarkeit verschwistert und mit der Liebe verwandt ist... Es war ein großartiger Gedanke, in seinem Geist, zu seiner Erinnerung 1999 ein „Forum“ zu gründen, das, dem Gelungenen der Vergangenheit verpflichtet und der Gegenwart geöffnet, einer friedlichen Zukunft vorarbeitet.